

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1934

5.8.1934 (No. 31)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

23. Jahrg. Nr. 31



5. August 1934

Karl Joho / Die Feuertaufe

Die nachfolgende Schilderung wurde im Oktober 1914 im Lazarett niedergeschrieben. Der Verfasser sah von jeder Vordering ab, die spätere Erfahrungen in vielerlei Betracht nahelegten, um die Unmittelbarkeit und die Gedankeneinstellung jenes Tages vor zwanzig Jahren nicht zu gefährden.

Die Brigade war versammelt; endlich sollte der Vormarsch zum Feind beginnen. Bisher war das Detachement zur Täuschung des Gegners kreuz und quer gezogen, bald hier bald da lockend aufgetaucht. Die alten Landwehrtrophen schafften es kaum, trotzdem ging es damit aber täglich besser. Nur die seelische Zermürbung tatenlosen und endlosen Marschierens wurde immer heftiger. Aber jetzt — der Adjutant hat es seinem Freunde zugestimmt und dann sprang es durch die Kolonne — soll es wirklich losgehen. Höchste Zeit! Denn sonst glaubte kein Mensch mehr an den Krieg. Das war ja alles nur Gewaltmanöver mit scharfen Patronen gewesen. In seltsamer Rauheit, in bekämpfter Aufregung flattert von Bataillon zu Bataillon der Befehl: „Antreten!“

Was ist alles Wagen, Schauern, Hoffen des friedlichen Lebenerkämpfens gegen den Ansturm der Gedanken dieser einzigen Sekunde! Größe und Kleinheit des Menschenherzens liegen da dicht beieinander, Mut und Bangen, Jauchzen und Grauen. — Alle Gedanken jagen sich. Siegeskranz oder Soldatentod?

Eine Schwadron Dragoner war schon vor ein paar Stunden vorbeigetrabt. Nun trat unser Regiment an. Eine Batterie schob sich dazwischen. Die Karre kam nun in gewohnten sicheren Gang. Fröhlich, rauchend, schwabend, singend zog unsere gemischte Landwehrbrigade dahin. Darüber schwang sich das eigentümlich klirrende Geräusch einer marschierenden Truppe. Die Geschützräder knarren, die Patronenwagen, unheimlich wie boshaft geduckte Tiere, rasseln. Dahinter, vertrauenerweckend und gleichzeitig den furchtbaren Ernst der Sache kündend, der hohe Sanitätswagen mit der Genfer Flagge. Unaufhörlich pfauchen Autos und rattern Motorräder vorüber. Nach einem Duzend Kilometer wird die Kolonne ruhiger — der Vormarsch gegen den Feind erheischt ohnehin möglichste Geräuschlosigkeit. Die Unruhe hat sich ausgeschwabt, und die Aufregung brütet nun nach innen. Jeder denkt jetzt sein Leben durch und möchte in seiner Ohnmacht die Zukunft gewaltsam durchbohren. Wir sind alle Landwehrmänner, feiner unter 35 Jahren. Da ist wohl finstere Entschlossenheit, das Bewußtsein der hohen Aufgabe, eierne Pflichtgefühl, aber nicht die fröhliche Soldatenkampfschnitz des Jünglings,

dem das Leben nichts war noch ist. Unse Leute sind alle auf der Höhe ihres Daseins angekommen und geben das für Frau und Kinder so hart Errungene nicht in einer Augenblicksbegeisterung her.

Die gesättigte Schönheit eines ruhigen Sommerabends lag über rebenumrankten Hügeln. Westwärts blinkte und funkelte noch die Sonne in irgendeinem Fluß. Dann träumte mählich die Landschaft in die Mondnacht hinein. Ein uralter Mann knarrte mit seiner Heulast den Abhang hinunter. Wie der Herrgott selber erschien er mir, groß und unwirklich. Von seiner unbekümmerten Art sprang ein Funke wohligen Friedens in mich. Die Nähe der Schicksalsstunde erhöhte und vertiefte alles Gefühl in mir. In bangfreudiger Erwartung und bitterfüher Spannung durchdachte ich, wie zuweilen in einsamer Gaststube hinterm Glase Wein, in rauschiger Leichtigkeit und dichterischer Beschwingtheit noch einmal mein ganzes Dasein seit Beginn meines bewußten Erlebens. Also gab es in Wirklichkeit noch Krieg in der Welt? Vom Krieg las man nur, man genoß die blutige Größe vergangener Kämpfe wie eine Tragödiendichtung, fühlte sich aber tiefinnen und in kaum verhehltem Hochmut als weltbürgerlicher, nur geistiger Mensch, der weit über der Barbarei vergangener Zeiten steht. Man wußte bestimmt, daß man niemals gegen Menschenbrüder mit Feuer und Schwert ausziehen vermöchte. Da flammte es nun auf einmal mitten in die ewigen Friedensträume hinein. Das Vaterland, das inbrünstig geliebte, ist von einer ganzen waffenstarrten, giftgeifernden Welt bedroht, in Heimtücke überfallen! Wie Schuppen fällt es von den Augen, die bunte Phantasie, die kosmopolitische Weisheit, die Ubertoleranz des gebildeten Nervenmenschen versinkt hemmungslos. Da gibt es nichts mehr, gar nichts mehr, in Hirn, Herz, Geist, Körper, das nicht in heiligem Zorn und in seelischer Not aufschrie! Alle Fesseln springen ab, in blitzschneller Rückbildung ist der Urmann, der Krieger, erwacht.

Es ist nun völlig Nacht geworden, und wir sind in der Ebene in einen Wald gekommen. Die graue Heereschlange windet sich immer unheimlicher und schwerer durch die endlose Dunkelheit. Gegen 1 Uhr hält die Kolonne. In einem Dorf wird ein paar Stunden in Scheunen und Gasthöfen Rast gemacht, dann geht es weiter. Die Anstrengung des Marsches hat nun alle beruhigt, und mit der Morgensonne wird auch das Gemüt wieder fröhlicher und heller. Die Truppe ging in flottem Tempo. Wohlan, der Feind komme! Gemach, er war schon da, in vierfacher Ueberzahl und auf Höhen „eingesichtet“ seit zwei Tagen. Aber das wußten wir Soldaten noch nicht.

Munter zogen wir durch die oberelsässische Fabrikstadt. Es mochte gegen 9 Uhr morgens sein, alles war durch unser Kommen aufgeschreckt wie ein Ameisenhaufen. Die Fabrikpfeifen gellten, da ergossen sich Fluten von Arbeitern nach Hause. Die Frauen und Mädchen flogen mit zitternden Mundwinkeln durch die Gassen. Mütter holten die Kinder ins Haus. Es war eine beklemmende, lähmende Aufregung, ein tolles Hasten und Rasen. Die Müllhäuser hatten genau zehn Tage vor unserm heutigen Durchmarsch schon einmal die Schrecken der Schlacht erfahren. Sie wußten auch, daß die Franzosen vor den Toren lagen. Lauernde und hämische Blicke mancher verdächtigen Gestalten schienen noch mehr zu verraten. Im übrigen wurden aber unsre Soldaten mit Erfrischungen überreich bedacht. Ein Fabrikmädchen reichte mir eine Tafel Schokolade, für die ich mich glücklicherweise mit einer Rolle Pfefferminz bedanken konnte. Wir mußten darüber beide lachen. Das war das letzte Lächeln, das ich an jenem Tage sah. Denn gerade als unser Bataillon noch in geschlossener Ordnung die Stadt erreicht hatte, kam Befehl: „Gepäck ablegen!“ Donnerwetter: Da muß es ja sofort losgehen! Nichtig, auf einmal knatterten aus Gärten zur Rechten wie ein Ankündigungssignal schnell hintereinander Infanterieschüsse. Wir sahen nichts, merkten auch keine Wirkung. Die vordersten Kompanien stoben jedoch auseinander, entwickelten sich zu beiden Seiten der Straße und gingen in Weinbergen, Gärten und hinter einer Kirchhofsmauer in Stellung. Das geschah alles ganz ruhig, ohne die geringste Befangenheit.

Jeder möchte gern die Gefühle des Soldaten kennen, mit denen dieser ins Gefecht schreitet. Es wird allen so gegangen sein wie mir: Ich hatte überhaupt keine Empfindung. Kein Zurück- noch Vorwärtsdenken, kein Angstgefühl, nicht die geringste seelische Selbstbeobachtung. Man ist losgelöst von allem früheren Sein, man gehorcht instinktiv, automatisch den Forderungen der Stunde, nein, der Minute, nein, der Sekunde. Denn in Sekundenschritten gehen Leben und Tod einher. Da ist keine Zeit zu egozentrischer Philosophie. Das Auge brennt, um nichts zu übersehen, das Ohr spannt auf den Befehl.

„Elfte Kompanie zu meiner Verfügung!“ scholl es vom Major herüber. Wir warfen uns nun in einen Garten hinter dem letzten Haus des Dorfes Dornach. Derweil war das Gefecht in sofortiger Heftigkeit entbrannt. Die Infanterieschüsse von Freund und Feind durchpeitschten die Luft. Geschützdonner brüllte auf. Da mußte irgendein Telegraphendraht gerissen sein. Doch das ist nicht möglich, denn immer und immer wieder schwirrte dieser seltsam schwingende Ton durch die Luft. Und jedesmal darauf donnerte es irgendwo. Jetzt erst wurde es mir klar: das waren Granaten, die über uns wegsauften. Es ist fast nicht zu glauben, aber immer noch hielt ich alles für einen Traumspuk oder ein phantastisches Scheinerlebnis. Da schrie neben mir ein Mann in grellem Schmerzenslaut auf. Jetzt war auf einmal der Schleier zerissen, und ich wußte, daß alles grausige Wirklichkeit war. Der Kamerad war in den Unterleib geschossen. Ich riß seine Hose herunter, da quoll es unaufhörlich aus dem Bauch. Vergeblich suchte ich einen Verbandstreifen um den Schenkel zu schlingen. Ich sah, der Mann war verloren, und ich selbst hatte keine Zeit mehr zum Verbinden, denn sogleich wurde unsre Kompanie eingeseht. Ich warf den ersten Zug in einen Graben; da hatte ich aber kein Schutzfeld und sah nur die eigenen vorderen Schützenlinien. So mußte ich nun — wie lange, weiß ich nicht — im Feuer liegenbleiben und untätig einen Akt des schauerlichen Schlachtendramas vorbeiziehen lassen. In eiligen, schreckens- und schmerzgepeitschten Schritten kamen Verwundete aus den Schützenlinien zurück und tasteten sich ins Dorf zur Verbandstätte. Der Kampf tobte immer heftiger. Mit einer verhängnisvollen Genauigkeit warf die französische Artillerie ihre Schrapnells in unsre Reihen. Sie hatte Zeit gehabt und die Entfernungen vorher genau festgelegt. Darüber gab es keinen Zweifel. Die Infanterie schadete trotz der abertausend Schüsse weniger.

Endlich fuhr unsre Artillerie auf, unmittelbar neben unsrer Kompanie mit zwei Geschützen. Es waren Helden und darum zum Untergang bestimmt! Als das erste Geschütz herangaloppierte, warf der Geschützführer jäh die Arme in die Luft, der Revolver flog in weitem Bogen dicht zu mir heran, der Unteroffizier stürzte, vier Räder saukten über den schlegelnden Körper, dann war er still. Dem linken Stangenpferd hatte ein Granatsplitter den Hinterbacken aufgerissen, es setzte sich schmerzwehrend und mußte mit Gewalt im Kugelregen aus den Strängen gerissen werden. Jetzt endlich konnte das Rohr sein erstes Geschöß schleudern. Der allzu sichtbar stehende Geschützbug war, besonders nach dem Unglück beim Auffahren, vom Feind natürlich sofort bemerkt worden, und es hagelte nun auf die tapfern Landwehrartilleristen. Ein furchtloser Held stand der Batterieführer da, mitten auf der Straße, das Glas vorm Auge, Ziel und Visier prüfend. Zuweilen half er bei der Bedienung mit. Mein Hauptmann und ich schauten uns an, so waren wir von der Bewunderung

für diesen Mann hingerissen. Aber bald lagen Offiziere und alle Mannschaften zerschossen. Die Namen der Offiziere weiß ich, darum müssen die Helden hier genannt werden. Es waren Hauptmann Heres und Leutnant Kurt Reichert.

Unsre Kompanie hatte sich unterdessen durch allerlei Wechselfälle, wie sie der Augenblick gebot, in die allgemeine Gefechtslinie eingeordnet. Die deutsche Artillerie unsres Gefechtsabschnittes war verstummt, die der Franzosen übermächtig, unsre Infanterie war an Zahl, wie wir später erfuhren, viermal zu gering. Die französischen Maschinengewehre knatterten in ihrem den deutschen gegenüber langsameren Tempo unaufhörlich in unsre Linie. Die feindliche Infanterie — es waren Truppen aus Belfort — griff prachtvoll an. Ihre Sprünge waren schneidig und gewandt. Das mußte der ärgste Feind anerkennen. Die Angriffsart war genau wie die unfrihe, nur der hüpfende Schritt hatte etwas Fremdes. Die Gestalten selbst sahen mit ihren langen, blauen Mänteln und kleinen Tornistern schlanker und glatter aus als unsere gedrungeneren Feldgrauen. In seiner Ueberzahl hatte der Feind im Dorf rechts oben unsre Linie überrannt und war in die ersten Häuser eingedrungen.

So setzte auch bei uns notgedrungen die Rückwärtsbewegung ein, und der gefährdete Straßenkampf mit seinen unheimlichen Schrecken begann. Zunächst galt es, die Häuser zu untersuchen. In den Dorfeingang raste nach wie vor das Feuer der Artillerie; aus Dachlukn, Fensterläden, Kellertöchern pffiffen die Spitzgeschosse. Man durfte sich dadurch nicht im geringsten heirren lassen und man macht sich in der Tat in erstaunlich kurzer Zeit nichts mehr aus dem Piff! Piff! Piff! Nur wenn unmittelbar neben einem ein Kamerad fällt, stutzt man und sieht sich unwillkürlich grimmig um. Man sah nichts und jeder einzelne Gegner mußte aufgesucht werden. In dem Gefechtsstoben gab es dann zuweilen minutenlange Pausen. Das ist erst recht unheimlich, weil man nicht weiß, was das zu bedeuten hat. In einer solchen Unterbrechung betrachtete ich mir genau die Ausrüstung eines toten und eines verwundeten Franzosen. Sie war vorzüglich. Die Schnürstiefel und Gamaschen in bestem Zustand, die roten Hosen derb und haltbar. Gewehr und Bajonett wohl eingefettet. Frankreich ist in seinen regulären Truppen ganz gewiß ein uns ebenbürtiger Gegner. Gerade an Kleinigkeiten sah man das. Ich las später auch zur Probe einen Militärpaß. Wir können uns bescheiden: es gibt auch französischen Vureaufkratismus.

Die Dorfstraße bot einen schrecklichen Anblick. Man erinnere sich an die Bilder über die Straßenkämpfe in Bazilles, Le Bourget usw. von Anno 70, auch an das berühmte Pariser Gemälde „les derniers cartouches“. So war es bei uns; nur war das preußische Blau der Uniformen dem Feldgrau gewichen und damit das Bild weniger farblich. Geschosse pffiffen aus Haus und Garten, leichte Wölftchen wirbelten auf, Siebel und Mauern krachten und prasselten; hier fiel ein Deutscher, dort wurde ein Franzose zerschmettert.

Ich sah und hörte alles, fühlte mich aber selbst als wesenlos und empfand meine eigene Person wie eine fremde Gestalt. Trotz alledem arbeitete das Hirn in scharfer Ruhe weiter. Ich lernte jeden der um mich kämpfenden Soldaten in diesen Gefechtsstunden besser kennen, als es in einem ganzen Leben möglich gewesen wäre. Man erschaut den Mannescharakter bis in die letzte Regung, die Todesnähe reißt alle Hüllen weg, die Leute sind durchsichtig. Da gibt es Ueberraschungen! Große Mauhelden und Sprüchmacher wurden ängstliche Kinder oder feige Memmen, bisher übersehene, bescheidene Wehrmänner wuchsen zu hohen Helden. Ein Tambour aus unserm Bataillon fiel mir als Hilfskrankenträger besonders auf. Unermüdtlich stürzte er in die Hölle am Dorfe und brachte Verwundete aus den ersten Gefechtslinien zurück. Der kleine Mann entwickelte übermenschliche Kräfte, aber das herrlichste war sein freudeglühendes Gesicht. Es strahlte in wunderbarem Eifer und seliger Helferkraft. So mag Franziskus von Assisi ausgesehen haben. Auch der Krieg gebiert Heilige. Nicht so überirdisch war ein Bizefeldwebel aus der Nachbarkompanie. Er hatte schon in Afrika gefochten und rauchte in kaum glaublicher Unbekümmertheit ruhig seine Marschzigarre weiter. Er hat sie wohl in das Grab mitgenommen, denn er ist im Laufe des Kampfes gefallen. Kaleidoskopartig huschten tausend Bilder und Geschehnisse vorbei. Eine Stunde ist ein Tag, aber ein Tag auch nur eine Stunde, denn vom Zeitumlauf fühlt man nichts. Der Straßenkampf ging allmählich aus, der Glanz der Franzosen reichte nicht zu energischem Endstoß. Für uns kam der Befehl zum Rückzug; denn wir hatten den Gegner nur beschäftigt und aufhalten sollen.

Unser strategischer Zweck war erreicht. Die Dyser waren groß. Vier süddeutsche Landwehrbrigaden hatten ihre Feuer-taufe bestanden. Es war der 19. August 1914; es handelte sich um die sogenannte zweite Müllhauser Schlacht, in der „mein“ Regiment, das der Landwehr-Bierziger, einen rühmlichen Anteil sich erworben hat.

Friedrich Singer / Vor 20 Jahren — Deutsche Jugend wandert in den Krieg
Erzählung

I.

Es ging dem Ende des glühheißen, spannungsgeladenen Juli 1914 zu. Die Schulen hatten ihre Pforten geschlossen; auch in dem Internat zu Netzingen waren heute die Ferien eröffnet worden. Nur heim, schnellstens heim bei dieser Ungewißheit! Auf allen Gängen und Treppen des alten Hauses liefen erregte Burschen mit Koffern, Körben, Kisten und Geigenkisten umher. Der runde Herr Direktor stand als ruhender Pol weidlich lachend dazwischen, klopfte dem und jenem Krauskopfigen und Mondschopfigen liebevoll auf die Schulter, schüttelte Hände von derben Bauernbuben, die zur Mahd ins Dorf heimzogen, und gepflegte Finger geistdurchglühter Jünglinge, die heimliche Kompositionen, gestammelte Gedichte mit weatragen. Wie wollten diese in den sechs wundervollen Wochen schwärmen und musizieren!

Hier wackere Kerle in kurzen Hosen mit nackten Knien, schweren Wanderstiefeln, den Rucksack am Buckel, das kurzgeschorene Haar hutlos, schoben eben zum Gattertor hinaus. Sie grüßten den „Alten“ ehrerbietig, aber kurz. „Nur nicht gar so wild drauflos!“ lächelte dieser in gemachter Freundlichkeit und griff dem vorbeilaufenden Hannes in die Saiten der Klampfe, die auf dem Rücken hing. Ein schetternder Mißklang scholl durch den Hof, ein bläulicher Mensch in schwarzem Gehrock, einer von den Abgebrühten, Durchexamierten, rief von drüben her: „Die Schnurranten ziehen aus!“ Schallendes Gelächter lohnte seinen geistreichen Wis, unwillig riß der harte Hannes das Instrument an sich und machte eine Zornsfalte gegen den Alten. „Man wird euch noch adieu sagen dürfen, ihr stolzen Wandervogel!“ schmuste der Rundleibige. Da riß der lange Lenz die Knochen zusammen und schwenkte den Arm gegen die alte „Kiste“. „Heil!“ brüllten alle vier wie auf ein Kommando und polterten um die Ecke; der Alte und seine getreuen Trabanten saßen es freilich nimmer, wie der dürre Heinz dem austrangierten Kloster eine böshafte, lange Nase hindrehte. Das Städtlein war bald durchgemessen, plump donnerten die Nagelstiefel auf die Flußbrücke, hohl hallte der Bogengang im Rathaussturm — endlich freies Feld! Die vier Kumpane gingen vom Gehsteig herunter, über die Bahnkreuzung, wo eben das Himmelbühnchen einschliterte. Dort standen an die hundert Schulgenossen, viele brave Mutterföhrchen darunter, und sahen den Vierern entsetzt nach, die, anstatt wohlgeordnet zu Vater und Mutter zu eilen, heut eine zünftige Walz anlaufen ließen.

Die vier nahmen jetzt die ganze Straßenbreite ein, rückten die Rucksäcke zurecht, der Hannes holte die Zupsgeige hervor, und ein strammes Soldatenlied klang und schwang aus befreiten Kehlen. Scharf wurden die Sohlen gesetzt, rasch verschwanden die letzten Willen, die prunkenden Blumengärten; rechts die schweifende Ebene, links der gleitende Hügelzug; vorn aber lockte der finstere Föhrenwald mit unergründlicher Tiefe. „Herrlich!“ sagte der Lenz nach einer Pause, „den Schulkrum wären wir wieder los; jetzt haben wir sechs Wochen lang Zuckerbrot!“ „Wieso Zuckerbrot?“ fragte der kleine Theo. „Da, neulich,“ fuhr der lange Lenz als Ältester befehlend fort, „als ich wieder am Samstag fragte, ob wir Sonntags auf Fahrt könnten, meinte der Alte: „Der gute Lenz will immer nur das Zuckerbrot des Vergnügens, anstatt des kräftigen Schwarzbrot des Pflicht!“ „Der Dämelack!“ prokzte der dicke Theo, „als ob Wandern und Marschieren nicht auch „Pflicht“ wäre! Bis das alle begriffen haben in unserm fetthaltigen Deutschland! Diese Faulpelze! Natürlich, die Leisetreter sind ihm lieber als ein paar rauhe Brüder. Deshalb kommt auch unsere Gruppe nicht über uns vier Kameraden hinaus!“ „Schande, das!“ stimmten die andern ein. „Wart mal, nach den Ferien!“ protestierte der Hannes, „der Emil hat neulich so sehnsüchtig getan, und der Franz und der Karle werden auch herfinden, verlaßt euch darauf. Und sind wir erst sieben, so auch bald zehn und zwanzig. Dem Alten gewöhnen wir seine mißtrauischen Fragen noch ab.“ „Nach den Ferien?“ fragte der lange Lenz gedehnt. „Warum nicht nach den Ferien?“ „Junge, wer weiß, was da los ist!“ Der lange Lenz machte ein saures Gesicht und ließ die Ohren hängen wie ein Esel; er besaß nämlich riesige, seitwärtsstehende Löffel, die jeden Betrachter überwältigen mußten. — „Was soll da los sein?“ wisperte der kleine Theo, „gibt's am End doch Krieg?“

„Du hast's erraten,“ pläzte der lange Lenz dazwischen, „und du mußt hinein!“ Alle lachten wiehernend drauslos.

Sie trotteten fährbar; das Lied vom Morgen war längst eingeschlafen. Durch Dörfer ging es, die im reifen Obstbaumhaag träumten, still und friedlich der morgigen Ernte harrend. Ein Leiterwagen stand quer überm Weg; die drei, voraus-

marschierend, mieden ihn gut, der Hannes schlenderte in der prallen Hitze saumelig hinterher, ließ den Kopf hängen — und: krach! schlug er mit voller Wucht den Schädel an den vorstehenden Wiesbaum! Die Zupsgeige ballerte hart an die Leiterkante, Holz splitterte dürr krächelnd. . . . Todblicke Gesicht verbiß der arme Teufel seinen rasenden Schmerz und griff nach der Klampfe: „Herrje! ein Loch! Und zwei Saiten ab!“

„Jest glaub' ich, 's gibt doch Krieg!“ versuchte der Lenz zu scherzen, „eben hat der Hannes einen Kopfschuß erwischt!“ Niemand konnte lachen. Der Hannes hob die Rechte an die Stirn, wo schon ein böses Horn aufquoll, und drückte aus Leibeskräften. Er torfelte durch den Sonnenglast weiter wie ein Betrunkener. Da schrie der kleine Theo unvermittelt: „Schaut, da! 's geht los!“ Auf der Steintreppe eines schlafenden Bauernhauses lag die Zeitung, vom Träger hingelegt. „Mobilisiert Rußland?“ hatte die Schlagzeile. „Also doch!“ meinte der Lenz sachgemäß; er lief nimmer gut, die Schuhe drückten schweinmäßig, und im Strumpf war ein Loch. Sie setzten sich hinterm Dorfe hin. „Wieso doch? Mobilisiert will noch nichts heißen!“ ereiferte sich Heinz. „Nein!“ zischte Hannes gereizt, „das heißt bloß, daß sie sich bald gegenseitig die Schädel einrennen, wie ich vorhin!“ Er stöhnte leise und zog zwei neue Saiten auf. Lenz zog seine Stiefel aus und wusch die blasenvollen Behen im eiskalten Quellwasser. „Ich glaub', ich werd' noch ein alter Wandergaul, aber die Blasen krieg' ich nicht los, verflucht!“ „Komm du nur mal, in Kommistiefel,“ ließ sich der stichelnde Heinz vernehmen, „da vergehen dir die Blasen!“ „Kommistiefel? Hab' keine Lust darnach! Mag mir nicht vorstellen, wie man in den steifen Dingen gehen kann.“ „Wirst es noch lernen!“ „Nä, mein Lieber. Einjährig dien' ich nicht hier, ich geh' nach Afrika. . .“ „Und wirst Buschklepper!“ Alle lachten den langen Lenz dröhnend aus, der sah unglücklich da, die steifen Beine weit vorgestreckt, und zählte seine Blasenchar. „Was meinst,“ hänselte ihn Theo, „wenn dich die Hereros auf den Bratpieß stecken und langsam drehend rösten — wie da deine Blasen aufplätzen und ins Feuer zischen!“ Lenz fuhr wütend auf; jest hatte er den Faden wieder: „Ist noch nicht ausgemacht, wer von uns zuerst ins Gras beißt, ob ihr hier in der Heimat oder ich in Afrika!“ „Oder wir in Rußland und Frankreich!“ „Meinetwegen auch am Kap der guten Hoffnung oder im Heiligen Land!“ beschloß Lenz die hitzige Debatte.

Sie waren in ein stilles, muldiges Wiesengelände geraten; der Tag hatte sich gesenkt, schwermütig, glutgeballt verschwand die Sonne hinter den Fabriksschloten der fernen Stadt. „Hier ist's gut sein!“ gab Lenz an, „Rucksack ab, wir kampieren!“ Sie steckten in der Nähe des Waldbrandes einen Platz ab, nahmen die Pflöcke und Böcke und bauten ein sachgemäßes Zelt. Der kleine Theo wurde in den Weiler geschickt, Milch zu holen. Nach einer Stunde kehrte er verstört zurück; er suchte von weitem mit der Hand, beinahe ließ er den Milchtopf fallen. „'s gibt Krieg!“ „Red keinen Unsinn!“ „Doch! Ein Radfahrer ist durchs Dorf gerast, er hat Plakate mitgebracht, der Polizeidiener hat sie an allen Ecken aufgeklebt. Ganz gräßlich rote!“ „Was stand denn drauf?“ „Alarmzustand oder so was.“ „Dummer Kerl, hält's es richtig gelesen!“ „Ich konnte ja gar nicht mit dem Milchhasen durch die hundert Leute kommen!“ „Sprüchlopper! Wenn das ganze Nest bloß ein Dubend Hühner hat!“ . . .

Heinz kochte die Milch und den Reis darin; bald war die Abendmahlzeit vertilgt, der Topf am Quell gewaschen. Zwei frohen ins Zelt, der kleine Theo übernahm die Wache. Hannes stand nervös auf. „Wohin?“ „Ich geh ins Dorf, muß das wissen mit dem Krieg!“ . . . Die zwei schliefen bereits; der Jüngste hockte immer noch vor dem Zelt und äugte in die niederwallende Nacht. Eine große Gule flog lautlos, gespenstisch huschend, über seinem Kopfe dahin. Im Walde raschelte es unheimlich, als kröchen Schlangen, Kröten und anderlei ungern gesehene Getier durch die Finsternis auf die hellere Wiese zu; als Theo noch gespannter lauerte, sah er plötzlich eine hohe Gestalt daherkommen. Er duckte sich tief ins Gras und zischte ins Zelt: „Achtung!“ . . .

Es war Hannes, der so rasch zurückkam, das Laternchen in der Hand. „Mobilmachung!“ . . . Der Kleine verbarg nur schwer seinen Schrecken; endlich brachte er triumphierend heraus: „Ein Glück, ich werd' erst im Herbst 17!“ Hannes setzte sich zu ihm und zerkrümte einen dünnen Stöckchen. „Hat mir gleich geschwant, daß es losgeht. Die Teufelskrussen!“ . . . Der Mond quoll mit fahlgelbem Lichte durch die Eichenstämme; eine Unke begann ihr melancholisches Lied glockenrein, aber immer hästiger. Die Schnaten geigten dazwischen und wurden immer blutiger. Der Kleine ließ sich schüchtern ver-

nehmen: „Krieg ist ein Wahnsinn! Ist die Menschheit noch nicht gescheitert?“ Hannes starrte träumend in die blanke Scheibe, die voll aus den knorrigen Kronen rollte. Der junge Kamerad begann wieder: „Gottlob, in sechs Wochen ist so was herum heutzutage!“ — „Wie so?“ „Ach, die Maschinengewehre mähen ja alles weg! Mein Bruder, der eben dient, hat mir's oft genug erzählt. Da gibt's nichts dagegen.“ „Wirklich?“ „Nach den Ferien müssen wir wieder in die „Riste“. Wenn's nur wenigstens in der Schulzeit losgegangen wäre! Dann hätte uns der Alte zu seinem Kerger sechs Wochen länger fortlassen müssen.“ „Der hätte es wieder nachholen lassen!“ Die zwei Kameraden schnarchten unruhig und wälzten sich in dem engen Zelt. Fledermäuse surrten durch die nahen Birnbäume und zuckelten dicht über die beiden Wächter hin. Der Kleine mahnte: „Schlaf 'nein, Hannes, ich bleibe bis Mitternacht.“ Hannes wollte der Aufforderung nachkommen. Er lauschte unterm Eingang nochmals zurück in die schweigende Landschaft; am Himmel zog silbernes Gewölk hin, aus zärtlichem Geschleier hellbunkler Mondsnacht leuchteten vom Nachbaracker die Fruchtgarben, die wie in brüderlicher Umschlingung immer zu viere gegeneinander lehnten. „Unser

schönes Deutschland!“ seufzte der Junge... Auf der Landstraße drunten wurde es unruhig. Wagen rollten, Tritte schallten, Stimmen sprachen wir durcheinander. Plötzlich tönte ein Horn, langgezogen, wehmütig, leise zuerst, dann stärker, laut jetzt, markerschütternd. Die zwei fuhren auf; man hörte eine harte Stimme einen Befehl ins Dorf rufen.

Die andern im Zelt waren wach geworden. Sie krochen heraus. „'s gibt Krieg; Wir — außer dem Theo — gehören zum ungedienten Landsturm — von 17 bis 45!“ „Pfui!“ sagte der lange Lenz und zog seine Beine vollends aus dem Unterschlupf. „Krähwinkler Landsturm? Nä, dazu laß ich mich nicht holen, da geh' ich lieber freiwillig!“ „Freiwillig? Wohin?“ „Geradeswegs in die Kaserne morgen früh. Wer Lust hat, schliefst sich an.“ „Ich geh' mit!“ „Ich auch.“ „Wo lassen wir unsern Kängsten?“ „Der fährt heim.“

Jetzt klang drunten ein Lied: „Höret ihr Brüder, den Trompetenschall, nach der Kugel Knall auch gleich der Fall...“ Es war das Lieblinglied des Hannes. Er holte die Zupfgeige; sie tat's noch, wenn auch scherbig scheppernd. Leise summten sie alle mit: „Und wer die Ehre hat, fürs Vaterland zu streiten, der soll auch im Feld, ja Feld begraben sein!“ ...

Heinrich Berl / Nikolaus Lenau in Baden-Baden

II. (Schluß.)

Die Tragödie im Holländischen Hof.

Man wird die wahrhaft tragische letzte Liebe des Dichters nur begreifen, wenn man den Bruch betrachtet, der sich in seinem Innern vollzogen hat.

Mit den „Albigensern“ hatte sich für ihn die Periode der religiösen Dichtung abgeschlossen. Er wandte sich dem — „Don Juan“-Stoff zu. Aus der reinen klaren Höhe des Geistes stürzte er sich verzweiflungsvoll in die dumpfe Sphäre des Sinnlichen förmlich hinab.

Ahnte er, daß dieser Sturz in die Welt der Sinne zugleich der Sturz in den bodenlosen Abgrund war? Wir wissen es nicht. Wir wissen nur, daß er nach den Vorgängen, die sich in Baden-Baden abspielten, stieberhaft sich um die Begründung einer Existenz bemühte. Hellfichtig hatte er erkannt, daß die Ehe die einzige Rettung vor der Katastrophe sein kann — aber es war zu spät.

Wir wissen auch nur wenig davon, was sich damals im Holländischen Hof abgespielt hat. Merkwürdigerweise hat man aber das Zeugnis seines Freundes Wilhelm von Chezy nicht herangezogen, das in dessen „Erinnerungen“ steht und das ich hier ungekürzt wiedergebe, weil es einen tiefen Einblick in den Seelenzustand des — Zigeuners Lenau gibt:

„Vor den Augen meiner Seele taucht das Bild meines lieben Miklos auf. Die Zeit, welche wir mitsammen verlebten, war nur ein kurzer Traum. Doch welche herrlichen Stunden waren es, die wir selbender zubrachten, plaudernd im Ernst und Scherz. Mit Entzücken denke ich daran, wie er oft mir auf seiner Geige nur vorklangte und vorschaute. Wenn er die Geige zur Hand nahm, war er ein edler und rechter Zigeuner, und in der freien Wildnis der Zigeunerei fanden sich unsere Seelen, wie er spahhaft sagte und in vollem Ernste herausfühlte. Er war kurz vor der Stunde, welche den Unsterblichen aus der Reihe der Menschheit stoßen sollte, um ihn für Jahre in eine Bestie zu verwandeln, bevor der Tod die umnachtete Seele erlöste.“

Wer Miklos war? fragt ihr, die ihr keinen Unsterblichen dieses Namens kennt. Kein anderer als Nikolaus Lenau. Unter diesem Namen, den er sich selbst geschaffen, hatte er sich bei Chezy vorgestellt, und dieser war einige Zeit darauf Zeuge eines verhängnisvollen Augenblicks in des Dichters Leben. Sie aßen zusammen zu Mittag im holländischen Hof, dem ehemaligen goldenen Stamm. Ihnen gegenüber waren zwei Plätze leer geblieben, aber bestetzt. Lenau war lustig bis zum Uebermut. Plötzlich wechselte er die Farbe und blickte starr vor sich hin. Der Nachbar folgte der Richtung seines Blickes. Die zwei Plätze gegenüber hatten sich mit zwei Damen besetzt, einer jungen und einer, welche den Jahren nach ihre Mutter sein konnte. Der Unglückliche hatte sich unversehens verliebt. Er blieb nicht lange stumm, sondern redete die Damen an und hatte im Handumdrehen eine lebhafteste Unterhaltung angeponnen, deren Faden nicht riß. Wenige Tage darauf war er des Fräuleins Verlobter.“

Das Fräulein war die zweiunddreißigjährige Marie Behrends aus Frankfurt. Die Verlobung fand bereits am 17. Juli statt. Der „Beobachter von Baden“ vom 14. August enthielt aber folgende ironische Notiz:

„Die heurige Saison ist entschieden dem Heiraten günstig. Das müssen die vielen Regentage machen, die verwandte und nicht verwandte Herzen hübsch fein unter einem Dache beisammen halten, bis das Einverständnis vollendet und das vor-

läufige Ja gesprochen ist. Unter anderem vernehmen wir, daß der Dichter Nikolaus Lenau seines Herzens stolze Freiheit verlor und infolgedessen im Begriffe steht, sich in Frankfurt mit der schönen Tochter des verstorbenen Senators Behrends zu vermählen.“

Es waren die glücklichsten Tage des Dichters und zugleich die tragischsten, denn heimlich fraß die Schlange an seinem glühenden Herzen — der Wahnsinn. Die sinnliche Gier, mit der er im ersten Augenblick auf sein Opfer stürzt, die donjuaneske Dämonie, die ihn treibt, den Augenblick beim Schopf zu nehmen — das ist schon mehr Sturz in den Abgrund, verzweiflungsvoller Taumel in die Tiefe.

Dem Wahnsinn entgegen.

Der Dichter reißt nach Wien. Er muß seine Vergangenheit in Ordnung bringen. Er muß für die Zukunft sorgen, denn seine Braut ist nicht vermögend.

Die Nachricht war ihm bereits vorausgeleitet. In Wien empfing ihn Sophie, die Frau seines Freundes Löwenthal, seine Geliebte, von der er sich losreißen will und doch nicht kann. „Niembisch, ist es wahr, was die Zeitungen von Ihnen meldet?“ empfängt ihn Sophie.

„Ja, doch, wenn Sie's wünschen, verheirate ich mich nicht; ich erschieße mich dann aber auch.“

Und als er wieder Abschied nahm, um in Stuttgart mit Cotta neue Verträge abzuschließen, sagte er zu Sophie:

„Mir ist, als sollte ich Sie nicht wiedersehen, eines von uns muß wahnsinnig werden.“

Untermwegs auf dem Donauschiffe dichtet er dann jenes ergreifende Lied „Blick in den Strom“, das in Wahrheit sein Schicksalslied ist, weil es im Fließen des Wassers das Fließen und Zerfließen seines ganzen Lebens erschaut:

Vinträumend wird Vergessenheit
Des Herzens Wunde schließen.
Die Seele sieht mit ihrem Leid
Sich selbst vorüberfließen.

Am 29. September 1844, im Reinbeck'schen Hause in Stuttgart wieder angelangt, traf ihn der erste Nervenschlag, der eine Gesichtslähmung zur Folge hatte. Vierzehn Tage später brach schon der Wahnsinn aus.

Um diese Zeit schrieb August Lewald in Baden-Baden, der nicht an das endgültige Schicksal glaubte:

„Wir wollen nicht daran glauben, daß ewige Nacht diesen Geist fortan umfassen soll; daß Hölderlins so oft von ihm beklagtes Schicksal ihm beschieden sei. Wir wollen uns in unserem Schmerze fassen und hier nichts über Lenau, den Dichter, hinzufügen; wir schreiben ihm noch keinen Nekrolog; er wird es der Welt noch selbst zeigen können, was er ist. Und wenn er, genesen, diese Zeilen liest, so mag er mit dem unbeschreiblichen Reize der Gemütslichkeit vor sich hinlächeln, wie er es immer tat, wenn er sich der warmen Teilnahme seiner Freunde erfreute. Hoffnung! Lenau wird uns nicht verloren sein.“

Er war verloren. Das Schicksal hatte gesprochen, und seine Grausamkeit ist unerbittlich. Er wollte seinen ständigen Wohnsitz in Baden-Baden ausschlagen, wenn er verheiratet war — aber er mußte, lebendig begraben, auf das Ende harren!

Als er am 22. August 1850 in den Armen seines Freundes Schurz in Oberdöbling bei Wien starb, da waren seine letzten Worte: „Der arme Niembisch ist sehr unglücklich.“

Schriftleiter: Karl Joho. — Druck und Verlag des „Karlsruher Tagblatt“